

# Zwei Briefe des ehemaligen Ostarbeiters Ivan Stepanovič Federovskij an seine Angehörigen vom Frühjahr 1945

Christa Hübner

Wenige Wochen nach seiner Befreiung aus dem Zwangsarbeiterlager in der Kaulsdorfer Straße 90 in Berlin-Kaulsdorf richtete Ivan Stepanovič Federovskij zwei Briefe an seine Angehörigen in der Ukraine. Er beschrieb darin die Zeit seit dem Juni 1942, nachdem er zur Zwangsarbeit nach Berlin verbracht worden war.

Federovskij stammte aus Zavoriči im Kiewer Gebiet, wo er am 22. November 1923 geboren wurde. Bevor man ihn unter Bewachung durch deutsche Polizisten nach Deutschland schaffte, besuchte er die Mittelschule.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Berlin wurde Federovskij im Lager der Deutschen Reichsbahn in der Kaulsdorfer Straße 90 untergebracht.<sup>1</sup> Dieses Lager war Ende 1939 als Wohnlager für Arbeiter, die die Bahnanlagen an der Berliner Wuhlheide umgestalten sollten, errichtet worden. Doch statt ihrer zogen um die Jahreswende 1939/1940 Deutsche aus Wolhynien ein, die die NS-Führung in einer „Heim-ins-Reich-Aktion“ umgesiedelt hatte. Seit Oktober 1940 mietete der Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt Berlin das Lager als Unterkunft für französische Kriegsgefangene, ehe es am 30. April 1942 der Standort des größten Ostarbeiterlagers im heutigen Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf wurde. Wie wohl die meisten anderen männlichen und viele weibliche Insassen des Lagers mußte Federovskij fast drei Jahre lang Zwangsarbeit im Reichsbahnausbesserungswerk in der Warschauer Straße verrichten.

Nachdem Truppen der Roten Armee am 22. April 1945 Kaulsdorf erreicht hatten, wurde Federovskij, wie andere aus dem Lager befreite männliche Ostarbeiter auch, sofort in die Armee eingegliedert. 1947 kehrte er in die Sowjetunion zurück. Er konnte seine Ausbildung fortsetzen und schloß 1948 die Abendschule mit der Hochschulreife ab.

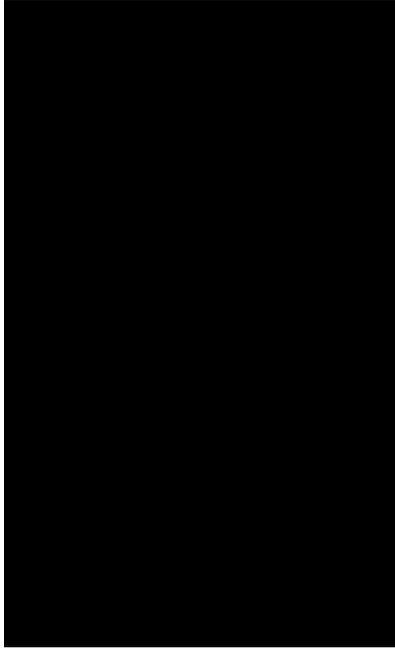
Von den beiden im folgenden veröffentlichten Briefen Federovskijs ist nur einer datiert, und zwar auf den 12. Juni 1945. Aus dem Inhalt des anderen Briefes, von dem offensichtlich der Schluß fehlt, ergibt sich, daß er mit hoher Wahrscheinlichkeit vorher verfaßt wurde. Für ein etwa gleichzeitiges Entstehen der beiden Briefe spricht, daß sie auf gleichem Papier und mit gleicher Tinte geschrieben sind.

Die Originale der Briefe und der nachfolgend publizierten Fotos überließ Ivan Stepanovič Federovskij 2002/2003 dem Bezirksmuseum Marzahn-Hellersdorf als Leihgaben für die Ausstellung zur Zwangsarbeit im Bezirk von 1939 bis 1945. Für

---

1 Ausführlicher zu diesem Lager siehe Daniela Schnitter: „Zu dieser Zeit wäre ich fast vor Schwäche gestorben.“ Zur Geschichte des Lagers der Deutschen Reichsbahn in der Kaulsdorfer Straße 90, in: Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen (Hrsg.): Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945, Berlin 2003, S.128-140.

diese Ausstellung erfolgte auch die Übersetzung der Briefe aus dem Ukrainischen. Diese Übersetzung und die Kopien der Abbildungen stellte das Archiv des Bezirksmuseums Marzahn-Hellersdorf dem „JahrBuch“ für diese Veröffentlichung dankenswerterweise zur Verfügung.



Ivan Stepanovič Federovskij bei der Registrierung

*Dokument Nr. 1*

*Undatierter Brief an die Angehörigen (vermutlich vor dem 12. Juni 1945 geschrieben)*

Guten Tag oder Abend Mama, Galja, Sonja und mein Bruder Vasja, ich sende Euch einen flammenden Rotarmistengruß und wünsche Euch ein glückliches Leben in der Ukraine.

Ich möchte Euch kurz von meinem Leben in Deutschland in den letzten drei Jahren berichten. Ein wenig wißt Ihr ja schon davon aus meinen früheren Briefen. Darüber, wovon ich noch nicht geschrieben habe, berichte ich Euch in diesem Brief ausführlich.

Am 13. 6.1942 ging ich aus dem Haus. Von der Eisenbahnstation Bobryk wurden wir mit Waggons in Richtung Kiew transportiert. In Kiew waren wir vier Tage lang. Wir, Jungen und Mädchen, lebten in einer Schule zusammen, die „Arbeitsamt“ hieß. Hier ging es uns sehr schlecht. Es gab kein Wasser, und es war unerträglich heiß in

diesen Tagen. In Kiew untersuchte uns eine Kommission. Bis auf den Sohn von Lavrin Bezručko, Mykola, waren alle gesund.

Am 17.6.1942 fuhren wir in Güterwaggons aus Kiew ab. Wir waren 50-60 Personen in einem Waggon, und wir wurden von der deutschen Polizisten bewacht. In den Waggons gab es kein Bettzeug, nicht einmal Stroh. Alle schliefen zusammen, Jungen und Mädchen. Es gab kein Wasser, zu Essen gab es kaum etwas. Von Kiew über Warschau nach Berlin waren wir fünf Tage und Nächte unterwegs. An der deutschen Grenze wurde desinfiziert, weil viele Läuse hatten.

Wir wurden in einem Vorort von Berlin zum Arbeitsamt<sup>2</sup> gebracht. Hier waren wir noch alle zusammen, Jungen und Mädchen. Wieder kam eine Kommission. Sie verteilte uns – auf Fabriken, Betriebe und Privatwirtschaften. Ich blieb fünf Tage lang hier. Zu essen gab es einmal am Tag Suppe und 300 Gramm Brot. Dann wurden wir nach einer Liste aufgerufen und in eine Reihe aufgestellt. Wir wurden fotografiert, und man nahm uns Fingerabdrücke ab, damit wir nicht nach Hause laufen, aber viele liefen nachts weg. (Von den Jungen aus Zavoriči liefen weg: Timošenko, S., Badunja, M., Udovenko, M., Besručko, M.). Anschließend wurden alle Jungen zusammengestellt, und die Mädchen blieben im Arbeitsamt zurück. Wir verabschiedeten uns, und wir 80 Jungen wurden von den Polizisten weggebracht. Die meisten waren aus Oglev, Bobryk, Zavoriči und Kiew. Am 27.6.1942 haben sie uns getrennt. Wir wurden in das Lager Berlin-Kaulsdorf gebracht.

Hier waren bereits Leute aus dem Gebiet Stalino untergebracht. Das Lager und die einzelnen Baracken waren mit Stacheldraht doppelt umzäunt. Es gab 13 Baracken und einen Speisesaal. In diesem Lager war es noch schlechter. Zu essen gab es eine sehr schlechte Suppe aus Gras und 300 Gramm Brot aus Rübe, Spelte und 30 % Mehl. Ich wurde in der Baracke Nr. 10 untergebracht, in der fünf Jungen aus Zavoriči waren. Insgesamt waren im Lager 13 junge Leute aus Zavoriči.

Am 28.6.1942 wurden wir das erste Mal zur Arbeit getrieben, bewacht von Polizisten mit Hunden. Im Betrieb wurden wir von den Meistern aufgeteilt, ich kam in die Werkhalle Nr. 12. Der Meister war ein Faschist – ein sehr schlechter Mensch. Wir arbeiteten zuerst acht Stunden lang, in zwei Schichten. Ich arbeitete als Schmierer und schmierte Güterwaggons. Ich erfuhr, daß es ein Reparaturwerk für Güterwaggons war, 13 km vom Lager entfernt. Wir fuhren 15 Minuten mit dem Zug [zur Arbeit]. Während der Arbeit bekamen wir eine Suppe aus Kartoffelschalen und Wasser. Es gab keine Arbeitskleidung. Die Meister schlugen die Arbeiter. Überall war Polizei. Alle marschierten geschlossen in den Betrieb und zurück. Fünfmal täglich wurden wir aufgerufen, damit keiner von uns wegrennt, aber viele liefen weg. Viele wurden wieder aufgegriffen und zurückgebracht oder in andere Betriebe versetzt. Einige wurden in eine Privatwirtschaft gebracht, andere – in den Knast. Das war reine Glückssache.

---

<sup>2</sup> Gemeint ist das sogen. Durchgangslager, das alle Zwangsarbeiter zwecks Registrierung, Untersuchung usw. durchlaufen mußten, ehe sie auf Arbeitgeber und Unterkünfte verteilt wurden.

Aus diesem Werk liefen Gajovič Andrij und Marfutko M. weg, seitdem habe ich sie hier nicht mehr gesehen. Andrej Fedorovskij rannte auch weg, aber er wurde gefaßt und zurückgebracht. Ich lief nicht weg. Ich dachte mir, wenn du sterben muß, dann eben sterben.

Wir Arbeiter waren alle richtig dünn, in zerrissener und vollgeschmierter Kleidung. Es waren 1500 Mann im Lager: Jungen und Mädchen. Einige Mädchen arbeiteten in einer anderen Fabrik, aber die meisten in diesem Reparaturwerk für Güterwaggons. Wir waren fast alle aufgedunsen, viele starben (alte Menschen), viele liefen weg. Es kamen aber immer wieder neue Arbeitskräfte aus der Ukraine. Sie kamen von überall her. Im Werk arbeiteten verschiedene Nationen, die Meister waren aber nur Deutsche. Zu dieser Zeit wäre ich fast vor Schwäche gestorben. In die Stadt durften wir nicht gehen. Den Deutschen ging es jedoch nicht schlecht damals, einige von ihnen belästigten unsere Mädchen...

Der Arbeitslohn war 2 bis 3 Mark pro Monat, aber ein Teller Suppe kostete schon 5 bis 8 Mark, und 300 Gramm Brot – 18 Mark. Man konnte im Lager untereinander etwas handeln: Kleidung war billig, aber Lebensmittel waren sehr teuer. Später wurde es ein bißchen besser: Die Suppe schmeckte besser, und das Brot wurde aus Mehl gebacken, aber wir arbeiteten dann länger, bis zu zwölf Stunden. Wir gingen heimlich in die Stadt und nicht zur Arbeit, wußten bereits einige Tricks, kannten die Aus- und Eingänge, aber die Polizisten erwischten und schlugen uns. Man mußte um sein Leben bangen und wählte daher lieber von zwei Übeln das kleinere. Später hat sich die Lage noch ein bißchen verbessert. Die Polizisten wurden in die Armee einberufen. Als Ersatz kamen alte Männer, und wir konnten sie austricksen. Sie waren meistens Invaliden. Zu essen bekamen wir auch schon zweimal Suppe [am Tag]. Es gab 100 Gramm Margarine und 100 Gramm Wurst pro Woche.

Ihr wißt ja, daß ich dann Briefe und Päckchen von zu Hause bekam, und dann ging es mir besser. Für den Tabak kaufte ich mir Lebensmittel. Wir wurden nun öfter in die Stadt entlassen, haben geklaut und gekauft – je nach Möglichkeit. Ich nahm ein bißchen zu. Aus Euren Briefen erfuhr ich die Adressen von Gajovič V., Marfutko M., Manja Tymošenka. Ich schrieb mich mit ihnen, und am Wochenende besuchte ich sie.

Nach der Arbeit entließ man uns nun häufiger in die Stadt. In der Stadt halfen uns Russen die Tschechen und Franzosen. Denen ging es besser als uns, sie erhielten auch Lebensmittelkarten. Dann bekam ich keine Post aus der Ukraine mehr und wurde sehr traurig, nur Manja schrieb mir.

Im Jahre 1944 ging es mir schon besser. Nach der Arbeit in dem Reparaturwerk arbeitete ich privat zwei Stunden, trug Kohle für private Haushalte, und am Wochenende arbeitete ich bei einem Deutschen im Garten. Das Essen wurde besser, und ich besorgte mir selber etwas. Zwölf Stunden arbeitete ich im Werk und zwei Stunden in der Stadt sowie zweimal monatlich bei dem Deutschen im Garten. Für die Erholung blieb keine Zeit. Ich kaufte mir Kleidung und Schuhe, hatte aber keine Zeit, sie zu tragen. Der Arbeitslohn im Werk wurde besser: 80 bis 100 Mark, und die Polizisten schlugen weniger.

Dann trat eine Verschlechterung ein. Die Deutschen kämpften bereits in Polen, auf Berlin fielen Tag und Nacht Bomben. Sie erhielten weniger Lebensmittel auf Karten, eigenes Getreide gab es nicht mehr, und die Zufuhr aus der Ukraine war ausgefallen. Auch wir spürten die Verschlechterung.

Im Werk blieben nur Deutsche – Invaliden. Ich lernte, mit einem Gasbrennschneider zu arbeiten, arbeitete [mit ihm] zwei Stunden lang. Die Arbeit war hart, die ganze Zeit am Feuer. In dieser Zeit lernte ich ein Mädchen kennen, allein war es schwer. Ich hatte keine Zeit, um Wäsche zu waschen oder zu flicken, und in den Baracken waren Läuse und Wanzen. Das Lager brannte dreimal ab, die ganze Kleidung verbrannte. Wir lebten dann sehr beengt – 40 Mann in einem Zimmer. Deswegen machte ich die Bekanntschaft mit diesem Mädchen. Sie half mir im Haushalt, und ich kaufte ihr Kleidung und gab ihr Lebensmittel. Das Leben zwang einen dazu. Ihr denkt, daß es Liebe war, nein, fast alle haben es so gemacht. Die Jungen hatten keine Zeit und keine Ahnung von Wäschewaschen und Flickern. Es war einfacher, nachts bei einem Deutschen einzubrechen und zu klauen, als Wäsche zu waschen und zu flicken. [...] <sup>3</sup>



Ivan Stepanovič Federovskij (rechts) mit einem Freund  
als Angehörige der Roten Armee am 16. Oktober 1945 in Berlin

---

<sup>3</sup> Das Ende des Briefes ist nicht überliefert.

## Dokument 2

12. Juni 1945, Brief an die Angehörigen

Guten Tag oder Abend Mama, Galja, Tante Sonja, ich sende Euch einen heißen Rotarmistengruß und wünsche Euch ein glückliches Leben in der Ukraine.

Galja! Ich versprach Dir in meinen früheren Briefen, die Stadt Berlin zu beschreiben. Heute habe ich ein bißchen Zeit und kann Dir kurz darüber berichten.

Galja, das erste Mal war ich am 22.6.1942 in Berlin, als ich aus der Ukraine nach Deutschland gebracht wurde. Ich fuhr mit dem Zug durch Berlin und habe wenig von dieser Stadt gesehen. Das Arbeitsamt, wo man die Arbeit zugeteilt bekam, lag in einem Vorort von Berlin, in einem Lager hinter Stacheldraht. Dann wurden wir am 27.6.1942 mit einem Zug in ein anderes Lager gebracht, wo ich fast drei Jahre verbrachte. Es war auch ein Vorort von Berlin, nur auf der anderen Seite der Stadt.

Am 28.6.1942 wurden wir das erste Mal in die Stadt zum Arbeiten getrieben. Ins Werk und zur Arbeit fuhren wir mit einem speziellen Zug für Russen, begleitet von der Polizei. Lange Zeit hatte ich keine Vorstellung von der Stadt gehabt, weil wir in ca. zehn Monaten nicht einmal für fünf Minuten aus dem Lager durften. Das erste Mal bekam ich am 7. Januar 1942,<sup>4</sup> dem ersten Weihnachtstag,<sup>5</sup> einen Passierschein für sechs Stunden für die Stadt. Ich fuhr in das Zentrum Berlins. Es war sehr kalt, und ich hatte keinen Mantel an. Ich fror ziemlich und kam schnell in das Lager zurück. An die Stadt und ihre Schönheit konnte ich da nicht denken. Ich wollte mir nur den Bauch vollstopfen und dachte nur an den Abend und ans Schlafen, damit man nicht mehr ans Essen denken muß.

Im Jahr 1943 fing ich an, nach der Arbeit heimlich in die Stadt zu fahren. Abends konnte man dort noch etwas zu essen kaufen. Berlin war zu dieser Zeit noch heil. Die Stadt wurde wenig bombardiert. Die Bombenangriffe flogen die Engländer, aber es waren kleine Angriffe. Berlin ist sehr groß. Die Bevölkerungszahl betrug etwa sieben Millionen. Die Stadt ist nicht sehr schön, unser Kiew ist schöner, aber es gibt viele hübsche Orte in Berlin, viele Betriebe und Fabriken. Die Entfernung von Ost nach West beträgt 70 km und von Nord nach Süd auch 70 km. Berlin hat ein großes Schienennetz, es fahren viele Straßenbahnen und S-Bahnen. Durch die Stadt verlaufen viele Kanäle. Es gibt eine Metro und eine Hochbahn. Der Verkehr in der Stadt war sehr intensiv. Es gibt sehr viel Grün in der Stadt. Die Geschäfte sind fast alle leer, die Häuser 5-, 4- und 6-Geschosser. In dem Vorort von Berlin stehen Wochenendhäuser von reichen Deutschen, in den Wäldern Lager für ausländische Arbeiter.

In Berlin waren fast alle Nationalitäten vertreten. Alle hatten verschiedene Lebensbedingungen und trugen bestimmte Erkennungszeichen. Ende 1943 konnte man sich fast frei in der Stadt bewegen. Ich fing an, meine Freunde zu besuchen. Ich lernte die

---

<sup>4</sup> Gemeint ist wohl der 7. Januar 1943.

<sup>5</sup> Nach dem Julianischen Kalender, an dem die russisch-orthodoxe Kirche festhält, fällt Weihnachten in die ersten Tage des neuen Jahres.

Stadt Schritt für Schritt besser kennen, aber die Lage wurde schlechter und schlechter. Die Stadt, Fabriken, Betriebe und viele Häuser wurden von den Engländern und Amerikanern zerbombt, besonders das Zentrum der Stadt. Die Deutschen beeilten sich, die wichtigsten Betriebe und Schienennetze zu reparieren, aber sie schafften es nicht. Vor Weihnachten 1943 wurden zwei unserer Baracken zerbombt, das Werk wurde ein wenig getroffen.

Vor Ostern 1944 brannte das Lager fast völlig ab. Wir kamen im Werk auf dem Dachboden unter. Auf dem Territorium des Werkes wurde ein Haus errichtet, es wurde aber auch zerstört. Wir zogen in das Lager um und bauten die Baracken wieder auf, aber die Angriffe wurden immer mehr und mehr. In der Stadt verschlechterte sich die Lage zusehends, man konnte fast nichts mehr kaufen. Die Deutschen erhielten Lebensmittel außer Salz, Streichhölzern und Bier nur auf Lebensmittelkarten. Die Stadt verwandelte sich in eine Ruinenlandschaft. Es flogen bis zu 1000 Flugzeuge, sie zerbombten die Stadt vollständig. Es kam vor, daß man die Sirenen heulen hörte, zum Schutzkeller rannte und dort zwei-drei Stunden lang saß. Wenn man rauskam, wurde aus dem Tag Nacht und umgekehrt. Die Angriffe kamen Tag und Nacht. Die Stadt wurde so zerbombt, daß auf den Straßen nur für ein Fahrzeug Platz blieb. Die Straßenbahnen und S-Bahnen hörten auf zu fahren. Das Werk wurde fast vollständig zerstört. Die Produktion wurde nach draußen verlagert, die Deutschen beeilten sich, sie erneut aufzubauen, schafften es aber nicht. Im Jahr 1945 fanden im Laufe von vier Monaten fast ununterbrochen Angriffe statt, am Tage und in der Nacht. Die Stadt hungerte. Die Deutschen hörten auf zu bauen und räumten nur die Straßen für die Fahrzeuge frei. Die Häuser wurden bis auf die Grundmauern zerstört. Die Bewohner, die in den Kellern Schutz suchten, wurden lebendig unter dem Schutt begraben und starben dort später. Berlin verwandelte sich in einen Berg aus Schutt und Asche. Der Verkehr lag lahm. Während das Straßennetz repariert wurde, waren wir sieben-acht Tage lang gezwungen, zu Fuß ins Werk zu gehen. Von Berlin blieb maximal ein Viertel heil, der Rest wurde von den Engländern zerbombt. So in etwa ist die Stadt.

Ich besuchte den Berliner Zoo und ging ins Kino, aber selten, da ich wenig Zeit hatte. Es gibt nichts Besonderes in der Stadt. In den Restaurants gibt es nur Bier, und in den Kantinen werden Pellkartoffeln auf Lebensmittelkarten angeboten. Überall sind Puffs, eine verdorbene Stadt.

Die Stadt wurde jetzt ein wenig sauber gemacht. Hitler ließ Berlin untergehen, und selber hat er sich verdrückt.

Die Deutschen danken uns jetzt, den russischen Soldaten. Sie grüßen uns. Früher gingen sie vorbei und wandten sich ab. Jetzt haben sie genügend Brot zu essen. Früher bekamen sie nur 200 Gramm Brot [pro Tag] und im Monat einen halben Liter Milch.

Galja, das sind nur ein paar Stichpunkte. Alles zu beschreiben, ist sehr schwer. Ich erzähle Dir noch mehr von Berlin, wenn ich zu Hause bin.

Auf Wiedersehen

[unleserliche Unterschrift]

Berlin, den 12.06.1945